

Der Deutsche und wir andern

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 32

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644718>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

werden. Die Sozialdemokraten stellten in einer Interpellation die Forderungen auf, daß die Verbindung mit dem Vatikan vorläufig suspendiert werde und daß sich die Regierung einer eventuellen Rückkehr des Nuntius Marmaggi widersetzen solle. Diese Forderungen wurden angenommen. Die Folge war eine partielle Ministerkrise. Der Eisenbahnminister Stribrny demissionierte. Seine Demission wurde angenommen und sein Posten neu besetzt. Da sich das Parlament zu den Herbstferien vertagt hat, kann man annehmen, daß die Krisis so rasch nicht gelöst sein werde, umsomehr, da Benesch dem Vatikan bereits deutlich zu verstehen gegeben hat, daß er Garantien fordere gegen eine Wiederholung von solchen kulturkämpferischen Demonstrationen.

Der Deutsche und wir andern.

(Aus dem Tagebuch eines Auslandschweizers.)

In Gesellschaft oder auf Reisen treffe ich gelegentlich begeisterte Verehrer der Schweiz. Das eine Mal ist es vielleicht ein G. m. b. H.-Direktor, dem es in Ragaz so gut geschmeckt hat — vor allem ist er des Lobes voll über den „Maienfelder“ —, daß er sich wieder nach Pellkartoffeln, lauren Gurken und Hering sehnte. Oder es ist ein Baron auf pommerschem Rittergut, der als Internierter in der Umgebung von Luzern geheiratet hat, und für den und seine Frau diese schöne Ecke der Welt das Paradies bedeutet. Aber dann trifft man auch wieder Deutsche, die von kühler Aufnahme, von einer gewissen Abwehr gegen sie berichten. Sie erklären das damit, daß man einem arm und machtlos gewordenen Volk nicht mehr die Achtung von früher entgegenbringe. Der Tatbestand ist wohl kaum abzustreiten, aber die Erklärung trifft nicht zu. Von einigen besonderen Bezirken in Europa abgesehen, nimmt man es heute nitgends mehr jemandem übel, von der oder jener Nationalität zu sein. Entscheidend ist nur, ob er zur angenehmen oder unangenehmen Sorte der menschlichen Rasse gehört. Aber da begleitet nun gerade den deutschen Menschen, der ins Ausland geht, ein leichtes Wälzchen schlechten Rufes. Er muß schuldig oder unschuldig unter der Erfahrung und Beobachtung des Auslands leiden, daß es dem durchschnittlichen Deutschen an dem fehlt, was man Urbanität nennt, an jenem Schliff, an jener Einstellung, sich als Europäer, als Weltbürger zu bewegen. Früher — als das deutsche Reich stark und reich war, glaubte der Deutsche aus patriotischem Ehrgefühl heraus verpflichtet zu sein, das Ausland besonders laut und aufdringlich davon zu überzeugen, daß der Betreffende den Vorzug habe, ein Deutscher zu sein und sich daher erlauben müsse, im Ausland deutsch, vor allem deutsch aufzutreten. Das hat dem Deutschen mehr geschadet, als er wahr haben will, und schadet ihm noch. Daher jene vorsichtige, kühle Abwehr, daher — unbeschadet das Geschäftliche — die Reserviertheit im Menschlichen.

Die Ausländer, die in Deutschland reisen oder leben, müßten in ihrer Heimat dafür wirken können, daß diese menschliche Differenz behoben wird. Aber was soll der z. B. dafür berufene Mann, der Korrespondent der ausländischen Zeitung, in dieser Richtung unternehmen, wenn er erlebt, was dieser Tage dem als Deutschenfreund bekannten Berliner Korrespondenten der römischen „Tribuna“, Luigi Morandi, widerfahren ist. Morandi hat sein Erlebnis selber im „Berliner Tageblatt“ geschildert.

Er saß kürzlich in einem Restaurant in Schlachtensee. Außer ihm, seiner Frau, einer Deutschböhmin, und einer befreundeten Dame mit Kind saßen an dem Tisch ein deutscher Herr mit einem Mädchen. Morandi sagt seiner Frau einige italienische Worte. Darauf der Deutsche in anmaßendem Tone: „Ich verbiete Ihnen, eine andere als die deutsche Sprache zu sprechen!“ Auf einen ruhigen Einwand Morandis fährt der Deutsche mit erhobener Stimme und in drohendem

Tone fort: „Die Ausländer, die in Deutschland eine nicht-deutsche Sprache sprechen, gehören mit Fäusten traktiert; und das werde ich tun, wenn Sie italienisch reden!“ Der Deutsche weigert sich, seinen Namen zu nennen, heßt die anwesenden Gäste weiter auf. Als er erfährt, daß Morandis Frau deutscher Nationalität sei, scheut er sich nicht zu behaupten: „Eine Deutsche, die einen Ausländer heiratet, begeht eine ehrlose Handlung!“ Morandi wünscht nun die polizeiliche Feststellung des deutschen Helden. Ein Gewitter verhindert die telephonische Verständigung mit der Polizei. Rein Kellner des Cafés läßt sich dazu herbei, sich zur Polizeiwache zu begeben. Morandi geht selbst. Und in dieser Zeit hat sich der deutsche Held, sowie die übrigen 100 Helden, die Zeugen der Unpöbelung waren, zur Flucht bequemt, nachdem sie Morandis Frau weiter beschimpft und bedroht hatten. Morandi erzählt: „Als ich mit der Polizei eintrat, waren die hundert Personen alle miteinander fortgegangen, um nicht gegen meinen Beleidiger Zeugnis ablegen zu müssen. Und es war doch nur eine Viertelstunde vergangen.“ Mit Recht führt Morandi die Frage bei: „Was würden die in Italien weilenden hunderttausend Deutschen sagen, wenn die Italiener sie mit Fäusten zwingen wollten, italienisch zu sprechen?“ Morandi wird objektiv genug sein, sich in seiner Arbeit nicht von der Böbelhaftigkeit des nationalistischen Helden beeinflussen zu lassen. Aber zu denken gibt es doch, daß sich hundert Personen, die Augen- und Ohrenzeugen gewesen, mit dem Kerl solidarisieren erklärt hatten. Zu denken gibt auch, daß in Nebenräumen des Lokals nationalistiche Studenten und ehemalige Husarenoffiziere tagten.

Wir Nichtdeutsche lesen diese kleine, aber typische Geschichte und fragen uns, wie kann sich der Deutsche noch wundern, wenn wir mit gewissen Vorbehalten an ihn herantreten. Denn wie anders können wir solche Verstöße gegen die Gesetze der Urbanität abwehren als mit Reserve — außerhalb des Geschäfts.

Auch ein Trost.

Wenn mitten dich im Glückescheine
Aus heiterm Himmel traf ein Strahl,
Erschütternd Geist dir und Gebeine, —
Verzage nicht das eine Mal,
Denn, ob es noch so schmerzlich sei:
Es geht vorbei.

Und wenn ein Kummer dich zerquälte,
So unermesslich wie das Meer,
Und jeder Trost und Balsam fehlte, —
Das Eine stellt dich wieder her:
Es rinnt der Zeiten Einerlei:
Es geht vorbei.

Wie bald doch kraft des Lichtes Mächten
Du mit dem Leben dich versöhnst,
Auch wenn in langen, bangen Nächten
Du hoffnungslos in Schmerzen stöhnst, —
Da kündet dir der Hahnenschrei:
Es geht vorbei.

Wenn tiefe Schatten dich umfängen,
Der Tod nun leise tritt herein,
Den Leib nur langsam löst vom Bangen, —
Gedulde dich, o dulde fein:
Die Seele wird dir zeitig frei:
Es geht vorbei.

Eugen Sutermeister.